

Oma und ihr Roboter

„Pflegetnotstand lässt sich nicht allein mit mehr Personal lösen.“

Das sagt der
Pflegerwissenschaftler
Jürgen Osterbrink.
Er fordert ein Umdenken:
Es sei nötig, bei der
Altenpflege auch auf
Hightech zu setzen.

KONSTANTIN SCHÄTZ

Den Pflegeberuf attraktiver machen. Das ist das Ziel der aktuellen Pflegereform. Die Politik nimmt für die Umsetzung des ersten Teils eine Milliarde Euro in die Hand. Für Jürgen Osterbrink, Dekan des Instituts für Pflegewissenschaft an der PMU, ist es eine Geldverbrennungsmaschine. Für ihn liegen die Lösungen in der Kombination von analogen und digitalen Ansätzen.

SN: Pflege gerät immer dann in den Fokus, wenn ein Missstand in einem Pflegeheim oder Krankenhaus aufgedeckt wird. Sind diese Zeiten durch die Pflegereform bald vorbei?

Jürgen Osterbrink: Was wir bei der aktuellen Vorlage sehen, ist eine Mutlosigkeit der politisch Verantwortlichen. Es wird leider weiterhin versucht, die Fragen von morgen mit Antworten von gestern zu beantworten. Aktuelle Zahlen vom Wiener Gesundheitsverbund lassen vermuten, dass derzeit mehr Pflegenden den Beruf verlassen als nachkommen. Innerhalb der Branche rechnet man zudem mit einer großen Pensionierungswelle in den kommenden Jahren und unsere Recherchen haben gezeigt, dass derzeit viele erwägen, den Beruf zu wechseln. Sie halten den Stress nicht mehr aus. Ja, es fehlen allein bis 2030 in Österreich circa 76.000 beruflich Pflegenden.

SN: Die Politik will hier mit der Pflegereform gegensteuern und wieder mehr Menschen für den Beruf begeistern. Das klingt doch sinnvoll. Wieso ist die Reform aus Ihrer Sicht dann wenig zielführend?

Wir werden die Probleme nicht allein mit immer mehr Personal lösen können. Das ist eine irreführende Vorstellung. Denn das Personal, um diese Lücke schließen zu können, gibt es nicht und wird es auch nicht mehr geben. Die Lücke lässt sich auch nicht mit Pflegenden aus Osteuropa, Asien oder Südamerika kompensieren.

SN: Wenn der Pflegetnotstand nicht mit mehr Personal gelöst werden kann, was sollte dann unternommen werden? Schließlich deutet viel darauf hin, dass sich die Situation eher verschärfen wird.

Die pflegerische Versorgung muss endlich zehn oder fünfzehn Jahre in die Zukunft ge-

plant werden. Die Antworten, die jetzt auf die Herausforderungen gegeben werden, sind alter Wein in neuen Schläuchen. Es wäre notwendig, dass man die Versorgungsstruktur grundsätzlich reformiert.

SN: Und wie?

Wir sind in Österreich derzeit noch sehr auf die Krankenhäuser fixiert. Die Politik muss den Fokus mehr auf Pflege zu Hause legen. Man könnte sich dadurch besser an den Bedürfnissen der Patienten orientieren. Derzeit ist es noch umgekehrt: Die Patienten müssen sich nach den Möglichkeiten in der Pflege richten.

SN: Welche Maßnahmen müsste die Politik ergreifen, um die Versorgungsstruktur dahingehend zu reformieren?

Ein erster Schritt wäre es, dass man nicht ständig nur über Digitalisierung spricht, sondern sie auch flächendeckend nutzt. Durch eine Kombination aus Smart Home und Smart Care könnten beruflich Pflegenden deutlich entlastet werden. Dies gilt unter gewissen Rahmenbedingungen auch für pflegende Angehörige. Man könnte damit die Sicherheit für mehrfach erkrankte Menschen im häuslichen Umfeld erhöhen.

SN: Was heißt denn das?

Durch Smart-Home-Technologien kann man sicherstellen, dass zum Beispiel eine Person den Herd nicht angelassen hat oder eine automatisierte Belüftung gewährleistet wird. Es gibt Möglichkeiten, die helfen können, den Alltag einer Person zu strukturieren und zu vereinfachen. Auch Kleidung, in deren Gewebe Sensoren eingearbeitet sind, unterstützt. Wenn sich Menschen nicht genug oder falsch bewegen, dann weist die Technologie darauf hin. Sie kann auch maßgeblich zur Sturzprävention beitragen.

SN: Und wie genau unterstützen solche Technologien die Pflege?

Solche Smart-Home-Technologien können vor allem in der Versorgung von Menschen helfen, die zwar gebrechlich sind, aber ihren Tagesablauf noch selbst strukturieren können. Und genau diese Form der Pflege gewinnt zunehmend an Bedeutung – insbesondere mit Blick auf die sogenannte

Boomer-Generation. Menschen, die zwischen 1955 und 1965 auf die Welt gekommen sind, wurden und werden medizinisch gut betreut und viele von ihnen legen viel Wert auf ihre Gesundheit. Sie sind also langlebig – und das ist natürlich gut (lacht). Doch genau deshalb ist die häusliche Pflege so wichtig. Zudem darf man nicht vergessen: Wenn man die ambulante Pflege konzentriert ausbaut und das System umstellt, dann wäre man in der Lage, auf knapp ein Drittel aller Krankenhausbetten zu verzichten.

SN: Sie haben auch von Smart Care gesprochen. Was ist das?

Heute werden Patienten beispielsweise alle zwei Stunden bewegt, um Wundliegen zu verhindern. Das macht man seit 170 Jahren so. Es gibt aber mittlerweile Matratzen mit Sensoren, die die Bewegung der Patienten exakt aufnehmen und nach dem Ampelprinzip darstellen. So haben beruflich Pflegenden die Möglichkeit, ein „Zu oft“ und ein „Zu wenig“ durch ein „Genau richtig“ zu ersetzen. Auch Feuchtigkeitmessungen können durch Sensorik heute genau dargestellt werden. Ambulante Pflegenden können sich dadurch schon auf dem Weg zu dem nächsten Patienten über dessen Gesundheitszustand informieren.

Derzeit ist es noch so, dass man erst einmal 15 Minuten in der Häuslichkeit des Patienten benötigt, um sich eine Übersicht zu verschaffen. Zudem wird Robotik künftig eine größere Rolle spielen.

SN: Robotik?

Ja, es gibt Roboter, die durch eine Tür oder eine Wand schauen können. Sie erkennen, ob ein Mensch im Bett liegt und regelmäßig atmet oder eben neben dem Bett liegt. Es gibt noch sehr viele andere Technologien, die die Pflege von morgen sinnvoll unterstützen werden.

SN: Trotz all dieser Technologien gibt es in Ihrer Vision aber immer noch die klassischen Pflegeheime.

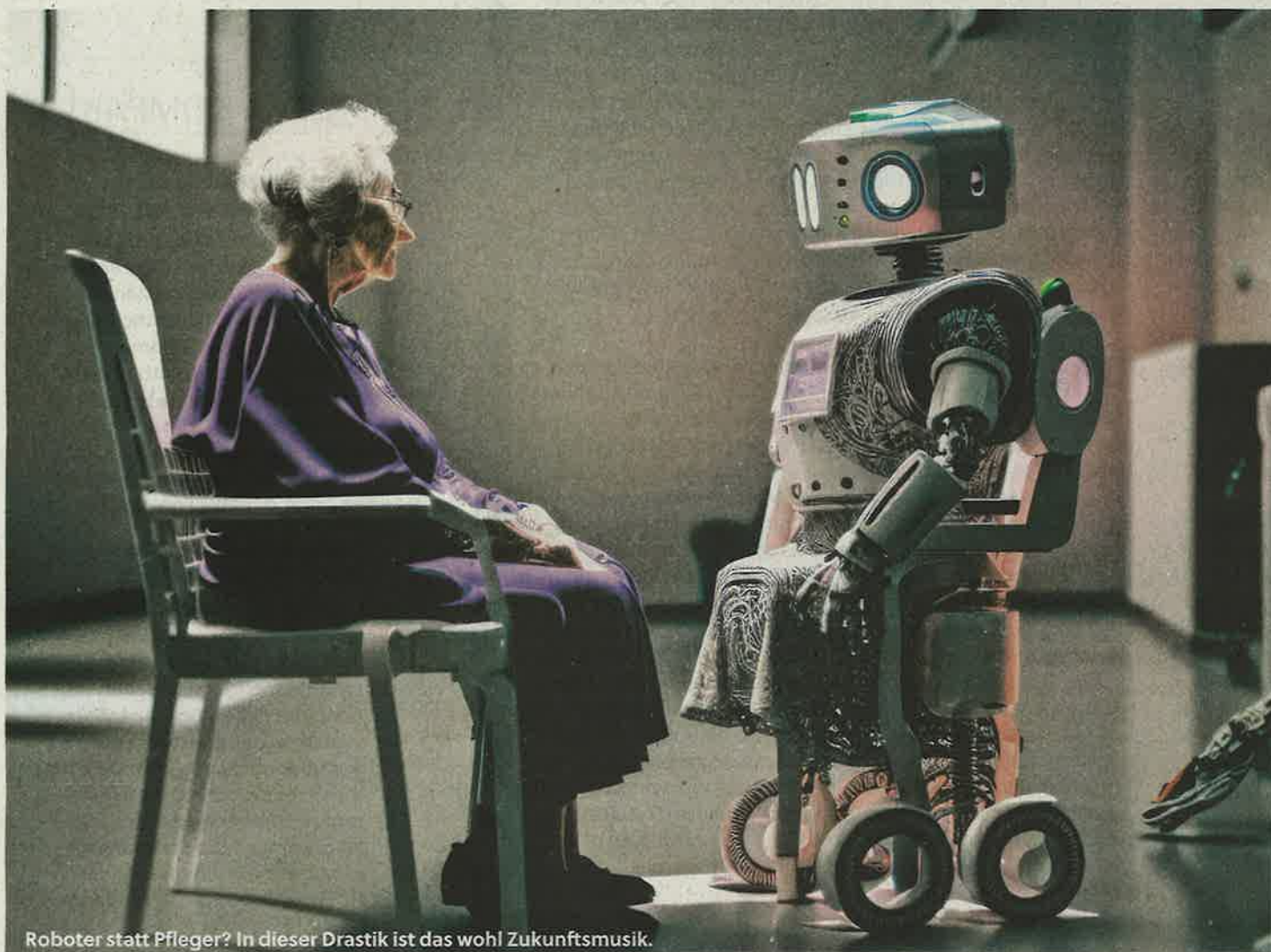
Natürlich. Ich denke aber, dass die Menschen durch Smart Home und Smart Care künftig länger in ihrem eigenen Zuhause verweilen können. Durch solche Technologien haben wir auch eine Art Frühwarnsystem. Wir haben eine bessere und vor allem tagesgenaue Übersicht über den Gesundheitszustand der Patienten. Somit besteht die Möglichkeit, zielgenauer die pflegerischen Bedürfnisse zu erkennen und auf diese einzugehen.

SN: Auch wenn man die Digitalisierung nutzt und die Ambulanz stärkt, benötigt man künftig Personal. Wie kann man den Pflegeberuf attraktiver machen?

Na ja, zunächst sollte man aufhören, den Beruf schlechtzureden. Damit meine ich auch den Journalismus. Wenn die Pflege ständig skandalisiert wird, dann schreckt das ab. Junge Menschen wollen dann gar nicht mehr in die Pflege. Wir müssen zudem Perspektiven aufzeigen. Es gibt ein paar leuchtende Beispiele wie eine meiner Assistenzprofessorinnen. Sie hat als Pflegeassistentin begonnen und hat sich dann klinisch und wissenschaftlich immer weitergebildet. Nächstes Jahr wird sie habilitieren. Und sie ist natürlich noch immer pflegepraktisch tätig. Auch so kann Pflege aussehen. Der Bedarf an Pflegeassistentinnen, aber auch doktorierten Pflegenden steigt exponentiell zu den Pflegebedürftigen.

SN: Die Politik nimmt für die Reform viel Geld in die Hand. Ist das Geld nicht sinnvoll investiert worden?

Mehr Geld beruhigt immer. Es suggeriert, dass etwas gemacht wird. In dieser Reform wird meiner Ansicht nach aber eher Geld verbrannt. In drei Jahren wird man erheben, was umgesetzt wurde und was sich bewegt hat. Ich kann Ihnen schon jetzt voraussagen: Sie werden herausfinden, dass dringende Fragen nicht beantwortet wurden.



Roboter statt Pfleger? In dieser Drastik ist das wohl Zukunftsmusik.

BILDER: SHUTTERSTOCK/TOPI IMAGES; PMU-KURTZ